



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schiller: Zur Versöhnung der Konfessionen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Zur Versöhnung der Konfessionen

Von Stadtpfarrer Schiller in Nürnberg



Wenn wir die Zeichen der Zeit recht verstehen, so kommt es uns vor, als ob die Hochflut der konfessionellen Leidenschaften und Zwiespältigkeiten in der neusten Zeit einem ruhigeren Wellengang Platz zu machen beginne. Haben Haß und Abneigung, Verbitterung und Verstimmung in dem Hader der Konfessionen jahrelang zum Schaden und Verderben des deutschen Volkes das Wort geführt, so kommt heute eine und die andre Unterströmung, nur dem feinern Gehör vernehmbar, langsam an die Oberfläche, und der Tag wird nicht mehr allzufern sein, wo die Majorität des deutschen Volkes erkennen wird, daß die Selbstzerfleischung des eignen Körpers ein recht unsinniges Beginnen war. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Der konfessionelle Friede ist ein solches Ereignis, und er wird kommen, er muß kommen. Ist es nicht die Überzeugung von seiner Notwendigkeit, so ist es die Not unsrer Zeit, die sein Kommen beschleunigen muß. Die Vorsehung kann nicht wollen, daß sich das deutsche Volk innerlich zerreiße und verblute. Wunden hat es ohnedies durch den konfessionellen Hader genug davongetragen. Die gegenseitige Entfremdung dürfte nicht mehr weitergehn. Jeder Kampf muß einmal ein Ende finden.

Sieben Jahre sind es her, seitdem ich die Frage: Wie kann der konfessionelle Friede gefördert werden? in die deutsche Presse geworfen habe. Es war nur eine flüchtige Studie in einem vielgelesenen süddeutschen Blatt, der Augsburger Abendzeitung, eine rein akademische kurze Erörterung, die eine von dem Verfasser nicht entfernt geahnte Bedeutung gewinnen sollte. Zuschriften aufmunternder und beleidigender Art strömten mir von allen Seiten zu. „Nur unbeirrt fortgefahren!“ „Durch nichts sich verdrießen lassen!“ so lautete es hier. Dort wieder hieß es: „Pfiu dem Vogel, der sein eignes Nest beschmutzt!“ „Wehe dem Schwachkopf, dem Streber, dem Verräter!“ Als ich es mir gar beifallen

ließ, in der preußischen Kreuzzeitung in einer Silvesterbetrachtung den Mangel an Toleranz bei einem braunschweigischen evangelischen Amtsbruder zu beklagen, da drohte man, den protestantischen „Bischof Nürnbergs“ von der Kanzel herunterzureißen. Fürwahr eine ebenso unerquickliche wie undankbare Aufgabe, mit den Friedensrufen fortzufahren. Aber wer für eine ideale Sache begeistert ist, nimmt auch persönliche Verunglimpfungen in den Kauf.

Der Stein, der ins Wasser gefallen war, zog immer weitere Kreise. Eine um die andre Stimme kam aus der Verborgenheit hervor und nahm öffentlich Stellung zu derselben Frage. Man brauchte sich auch der neuerlichen Friedensfürsprecher nicht zu schämen. Es war eine ganz anständige Gesellschaft. Professoren wie Harnack, Paulsen, Spahn und Merkle, Prediger wie Dryander und Pant, Bischöfe wie Fischer, Albert und Kopp — sie alle und noch viele andre hielten mit ihrer Meinung darüber nicht zurück, daß sie den Konfessionshader in Deutschland für ein schweres nationales Unglück erachteten, für unvereinbar mit dem christlichen Stande. Sie alle hatten das richtige Verständnis für das Sehnen der deutschen Volksseele.

Wer das Atmen der Volksseele beobachten will, muß ein scharfes Ohr haben, er muß mitten unter dem Volke stehen, er muß den Geist der Zeit verstehen und die Erscheinungen der Gegenwart prüfen, er muß sich gleich fernhalten von einseitigem Optimismus wie von übertriebnem Pessimismus. Erst dann kann er die tiefern Regungen des Volkslebens erkennen und würdigen. Die deutsche Volksseele ist neuerdings wieder einmal in starke Unruhe geraten. Bei der Wende des Jahrhunderts glaubte man fröhlich in die Zukunft schauen zu dürfen. Nicht lange, und es kam aufs neue eine gedrückte Stimmung über viele Kreise. Es sind nicht die industriellen Krisen, es ist nicht der geschäftliche Niedergang allein, der so viele Gemüther beschäftigt. Die Verstimmungen aller Art liegen tiefer, viel tiefer, und umsonst fragt man sich: Was soll denn werden? Worauf zielt alles hin? In solchen Zeiten ist es natürlich, daß die religiösen Fragen in den Vordergrund treten und mit ihnen die konfessionellen. War es vormals Politik, Wissenschaft, Kunst, Unterhaltungssucht, Erwerb und Genuß, was das Volk beherrschte und seine Seele erfüllte, so sind heute Fragen andrer Art aufgetaucht, nicht zuletzt die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der beiden Hauptkonfessionen zueinander. Das Volk ist der unseligen konfessionellen Streitigkeiten und Zänkereien müde und überdrüssig. Es hat nie eine Freude daran gehabt. Es sagt sich selber: Der Konflikt hat eine Höhe erreicht und eine Schärfe angenommen, daß es so wie bisher nicht mehr weitergehn kann. Nur über die Art, wie zu helfen sei, tappt man noch recht im Dunkeln. Der Vorschläge werden mancherlei gemacht, und doch wäre die Hilfe, die Lösung des Problems so einfach, wenn nur jeder einzelne für seine Person nach dem Rechten sehen wollte.

Ein Döllinger konnte sich der Illusion hingeben, die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen anzustreben. Der Gedanke macht seinem Idealismus alle Ehre,

aber wer im Leben steht, weiß: durchführen läßt sich solches nicht. Ja die Durchführung würde nur neue Gefahren heraufbeschwören. Keiner der beiden Kirchengemeinschaften wäre damit gedient. Nein, ein jeder bleibe bei seinem Bekenntnis. Je treuer, je gewissenhafter einer bei seiner Kirche ist, um so mehr wird er zur Toleranz neigen, um so leichter wird es ihm sein, den Glauben, die religiöse Überzeugung des andern Teils zu achten und zu ehren. Wer in äußerlicher Weise die Verschmelzung der Konfessionen anstrebt, steht zuletzt vor drei Bekenntnissen, und die Verwirrung ist danach größer als vorher. Mit dem Zusammenschieben von Formeln und Dogmen wird nichts erreicht. Der Breslauer Domherr Dr. Soltmann hat wohl den Vorschlag gemacht, in Verhandlungen einzutreten, deren Grundlagen die lutherischen Bekenntnisschriften und die Beschlüsse des Konzils von Trient bilden sollten. Die Absicht war gewiß wohlgemeint. Aber der Vorschlag war doch eine Utopie.

Ein anderer — ich glaube Professor Hieber — möchte die Anregung geben, einen konfessionellen Friedenskongreß einzuberufen à la Haag. Nun, an Themen würde es da nicht fehlen. Aber Generale ohne maßgebende Truppen können nicht viel ausrichten. Und das notwendigste ist ein neuer Geist im deutschen Volke. Dann stellt sich der Friede von selbst ein. Auch Professor Harnack hat sich mit unsrer Frage viel beschäftigt. Er weist die Aufgabe, an der Beseitigung oder doch Milderung der konfessionellen Spaltung zu arbeiten, der Religion sowohl wie der Wissenschaft zu. In der bekannnten Rede, die er bei der Kaiserfeier (Januar 1907) hielt, wirft er die Fragen auf: Wird der Protestantismus nicht gut tun, sich zu fragen, ob die Form des Gottesdienstes, die er im sechzehnten Jahrhundert im Gegensatz zum Katholizismus festgestellt hat, in jeder Hinsicht zureichend und befriedigend ist? Steckt nicht in der katholischen Messe ein Moment und eine Ausgestaltung der Anbetung, wie sie der evangelische Gottesdienst nicht leicht erreicht? Ist nicht der Opferbegriff bei seiner Reinigung im Protestantismus zu stark zurückgedrängt worden? Ist endlich nicht die Herbeiziehung des ästhetischen Elements, der Kunst, im Gottesdienst im größern Stile wünschenswert? Wer wie Harnack mit solchem Freimut auf Lücken, die sich in der evangelischen Kirche finden, den Finger legt, trägt sicher zum Verständnis der fremden Konfession bei. In jedem Verständnis liegt ein Keim des Friedens, und die Geistlichen in beiden Lagern sollten sich die Kirchenhistoriker der zwei Konfessionen zum Vorbild und Muster nehmen, die sich schon lange friedlich die Hände reichen, um große wissenschaftliche Aufgaben gemeinsam zu erledigen.

Man lasse doch auch endlich begraben und in die Versenkung verschwinden, was in der Vergangenheit konfessionell gefehlt und gesündigt worden ist. Wozu den alten Kram immer wieder hervorholen? Glaubt man doch bei so manchen Festrednern, wir ständen mitten in der Zeit eines Gregor des Siebenten oder Innozenz des Dritten? Als ob der moderne Staat nicht Machtmittel genug hätte und auch anwendete, wenn er der Ansicht ist, daß seine Rechte angegriffen werden.

Man darf der katholischen Seite nachrühmen — Schiele in Tübingen hat dies wiederholt betont —, daß die Redner bei ihren Kongressen eine musterhafte Zurückhaltung beobachteten, und es kann nur gute Früchte tragen, daß auch die temperamentvollen Redner auf der evangelischen Seite heute gemäßigter auftreten als vordem. In einem Stück ist noch viel zu lernen: man sollte nicht immer die gute Theorie der eignen Kirche mit der schlechten Praxis der andern vergleichen. Auch politische Unrichtigkeiten wie das „protestantische“ deutsche Kaiserthum können nur böses Blut machen. Wenn ein Graf Praschma zu Düsseldorf ausgerufen hat: „Katholiken in Deutschland voran!“ so ist dieses Wort, in einer begeisterten Schlußrede gefallen, doch kein so großes Verbrechen. „Steht ein für eure heiligsten Güter, für Glauben und Vaterland!“ Was ist denn darin Böswilliges und Argerniserregendes zu finden?

Um des rhetorischen Effektes willen, in eitler Selbstüberhebung fallen ja noch immer hüben und drüben bittre und verletzende Worte. Aber es ist darin viel besser geworden als vor sechs und acht Jahren. Falsche Kampfweise fällt immer auf den Fechter zurück, und beleidigende Worte rächen sich stets an dem, der sie gebraucht. Wann wird die Zeit anbrechen, wo man auf beiden Seiten das Bedürfnis empfindet und den Versuch macht, den andern Teil wirklich und ernstlich verstehen und kennen zu lernen? Und doch wäre dies die erste Bedingung zu friedlichem Auskommen. Ist es denn gar so schwer? Siebenzigmal siebenmal soll man dem Feinde verzeihen nach den Worten Christi an seinen Petrus. Wo ist denn diese veröhnliche, zur Vergebung bereite Gesinnung bei den heutigen Christen?

Ist es nicht an dem, daß wir die vielen gemeinsamen Berührungspunkte zwischen beiden Kirchen fast ganz vergessen haben? Ist nicht gemeinsam unser geschichtlicher Ursprung, gemeinsam unsre Bibel, unser apostolisches Glaubensbekenntnis, Taufe und Abendmahl? Feiern wir nicht gemeinsam unsre christlichen Feste Weihnachten, Ostern und Pfingsten, dazu den Sonntag? Halten wir beide nicht an dem christlichen Kalender fest? Verbindet uns nicht eine Muttersprache, in der wir reden, beten, singen und dichten? Umschließen uns nicht hundert einheitliche Sitten und Gebräuche im Hause, in der Schule, im öffentlichen Leben?

Wir Lebenden haben es ganz gewiß nicht verschuldet, daß vor vierhundert Jahren die Christenheit gespalten wurde. Vielleicht wollte der Herr der Kirche durch das Auseinandergehen der Konfessionen die ganze Fülle der in dem Christentum enthaltenen Kräfte zum Besten der Menschheit herauslocken. Die Geschichte bezeugt doch klar: beide Richtungen sind nicht bloß historisch erwachsene Gebilde, sondern göttlich beglaubigte Trägerinnen der christlichen Religion, zwei religiöse Überzeugungen, die sich im tiefsten Wesen ergänzen und wohl zwei verschiedene Seiten des christlichen Lebens darstellen. Es ist noch nicht so lange her, da konnte man die Briefe des Apostels Paulus nicht mit dem Inhalt des Jakobusbriefes vereinigen. Katholizismus und Protestantismus gehen darin auseinander, daß der eine Teil mehr das persönliche Christentum hervorhebt, der andre auf den

Glaubensgehorsam besondern Wert legt. Hier ist der Glaube der Zentralpunkt, dort die Unterordnung unter die kirchlichen Gebote. Es sind zwei mächtige Prinzipien, begleitet von unererschöpflicher Fruchtbarkeit. Sind nicht Luthertum und Calvinismus auch auseinandergegangen, jede Richtung ihr Ziel verfolgend? Sind nicht die Vorzüge des Katholizismus und des Protestantismus, daß beide beseelt sind von tiefem Ernst in Fragen der Seligkeit, von Hingebung an das höchste Gut, von Selbstverleugnung und Treue in der Erfüllung irdischer und himmlischer Pflichten? Wer zwingt uns denn, die andre Konfession zu hassen?

„Die katholischen Christen, sagt Harnack, wohnen alle zusammen in einem alten Schloß, an welchem die Jahrhunderte gebaut haben. Trotzige Türme flankieren es. Durch Gräben und Mauern ist es geschützt, und in dem Innern birgt es prächtige Hallen und dunkle Verließe, gotische Kapellen, trauliche Gemächer und Zellen für Büßende. Die protestantischen Christen wohnen in zahlreichen leichtgebauten Häusern, die recht verschieden sind, und in denen manches Nötige fehlt. Aber um Schloß und Häuser liegt ein gemeinsamer Garten im hellen Sonnenlicht, und des Tages über arbeiten alle Bewohner in diesem Garten. Nur des Nachts kehrt jeder in seine Behausung zurück. Möge die gemeinsame Arbeit in Lust und Licht die Arbeitenden immer enger verbinden!“

In berechtigtem Stolz und Selbstvertrauen werden die Evangelischen das geistige Erbe ihrer Väter, die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu bewahren wissen. Die Veranstaltungen der christlichen Liebestätigkeit, der Reichthum an Opferfreudigkeit dieser Seite wird auch von der andern gern anerkannt. Tatkraft und Erfindungsgeist, persönliche Frömmigkeit und ernster wissenschaftlicher Sinn zeichnen den deutschen Protestantismus aus. Aber sollten nicht gerade alle diese Eigenschaften uns in den Stand setzen, die Schwesterkirche so zu würdigen und zu behandeln, wie es ihr zukommt? Verleugnen etwa die deutschen Katholiken ihr deutsches Volkstum? Haben ihre Parlamentsmitglieder an dem Ausbau des Deutschen Reiches nicht redlich mitgearbeitet? Atmen die deutschen katholischen Gottesdienste nicht überall Andacht und Weihe? Ist nicht der Geist eines Sailer, Hirscher und Diepenbrock an allen Orten lebendig? Finden sich nicht zahllose Muster gottinniger katholischer Frömmigkeit? Arbeitet nicht ein ganzer Chor katholischer Forscher mit Volldampf, daß jedermann seine Freude daran haben muß? Majestätisch ragen ihre Dome gen Himmel. Fünfundzwanzig Millionen zählen sie allein in Deutschland. Vor allen diesen Tatsachen sollte keiner seine Augen verschließen. Wir haben doch wirklich heute etwas besseres zu tun, als zu verheizen und zu verlezen, zu verlästern und zu hassen. Darum nur alles Trennende zurückgestellt und alles Einigende hervorgehoben, dann wird, dann muß es besser werden! Soll Streit sein, so sei es der edle Wettstreit, wobei sich beide Kirchen überbieten könnten, in wahrer Seelenpflege, in Verbreitung tiefer Religiosität, in treuer Erziehung und Belehrung der Jugend, in sorgfältiger Unterstützung der Armen, in uneigennütziger Pflege der Kranken, in erstem Schaffen der theologischen Wissenschaft, in innerer und äußerer Hebung des

gesamten Volkswohls. Nicht der Kirche gehört die Zukunft, die über die größten weltlichen Machtmittel verfügt, sondern der, die den tiefsten Reichtum an werktätiger Liebe zu entfalten vermag.

Auf sozialen Gebieten ist ja schon der Anfang gemacht. Auf Arbeiterkongressen und in christlichen Gewerkschaften haben katholische und evangelische Christen die Probe bestanden, indem sie sich zu gemeinsamen Aufgaben brüderlich die Hände reichten. Ein vielversprechender Anfang, der zeigt, daß man sich ganz gut gegenseitig achten und ehren kann, wenn man nur den ernstlichen Willen hierzu hat. Es hat den Anschein, als ob sich allenthalben eine neue Gestaltung der Dinge in sozialer und auch in geistiger Beziehung anbahne und vorbereite. Hundert Jahre ist es her, da wurden zahlreiche Protestanten und Katholiken aus Nord und Süd durch die vaterländische und die religiöse Begeisterung — eine Folge der Freiheitskriege — zusammengeführt. In der Liebe zu der wiedergefundnen irdischen und himmlischen Heimat haben sie sich innig verbunden. In der Nachblüte unsrer großen Dichtung, in der aufblühenden bildenden Kunst tauschte man gegenseitig seine Geistesgaben aus. Katholische Forscher vertieften sich in die akatholischen großen philosophischen Lehrgebäude, und auch auf theologischem Gebiete hörte man nichts von Fehde und Widerspruch. Arbeits- und Geistesgemeinschaft waren die besten Hüter des konfessionellen Friedens.

Standen früher schon Claudius, Hamann und Jacobi auf das herzlichste mit katholischen Freunden in Münster, predigte Gofner, als katholischer Pfarrer den Rhein hinabziehend, bald in einer katholischen, bald in einer evangelischen Kirche, so lebt heute noch in vieler Munde der ehrwürdige Bischof Sailer von Regensburg, der, der Vertreter einer milden, christlichfrommen, evangelischkatholischen Gesinnung, ein zweiter Fénelon an Gewissenhaftigkeit, Erlösungsverlangen, Liebe und Leben in Gott, sich über jede Erscheinung wahrhaft christlicher Frömmigkeit und praktischen Christentums herzlich freute, wo er ihr begegnete, und auch jenseits der Schranken der eignen Konfession ihr gern die Hand reichte. In der Nähe und in der Ferne pflegte er mit Protestanten vielfach schriftlichen und persönlichen Verkehr, und so bahnte sich durch ihn ein näheres Verhältnis zwischen Gliedern beider Kirchen an. Noch ist die Sailer'sche Schule nicht völlig ausgestorben.

Ist nur erst einmal die Streitart begraben, hat der Friedensbaum Wurzel gefaßt, so wird es an Mitarbeitern nicht fehlen. Wenn der Gedanke gesund, wenn die Idee notwendig ist, so wird sich die Form von selbst einstellen. Niemand wird uns hindern dürfen, in großen und kleinen Versammlungen zusammenzukommen, um uns über religiöse Verhältnisse auszusprechen und notwendige Fragen der Gegenwart zu behandeln, wie Religion und Jugenderziehung, Geld und Christentum, Wünsche für die Presse oder auch die Anfangszeit der Kirche in stimmungsvollen Bildern vorzuführen, als die Christenheit noch ein Herz und eine Seele war. Aber nicht bloß in die Öffentlichkeit hinaus gilt es die Friedenskörner als Saat auf Hoffnung zu streuen, sondern auch in den Familien, in den

Schulen, in privaten Kreisen, im öffentlichen Leben, wo immer sich Gelegenheit findet, sollten wir zum Frieden mahnen.

Groß ist die Zahl der Männer, die bald aufmunternd, bald warnend ihre Stimme im Interesse des Konfessionsfriedens erhoben haben. Obenan steht Kaiser Wilhelm der Zweite, der vor zwei Jahren zu seinen getreuen Westfalen sprach: „Ihr müßt trotz der Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse zusammenwirken in treuer Liebe zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes.“

Bei Gelegenheit der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem (31. Oktober 1898) hören wir das Zeugnis des Kaisers: „Möge es gelten von uns und auf alle von uns im Glauben getrennten Brüder, möchte es gelten, daß alle Deutschen glauben an Jesum Christum, der durch sein bitteres Leiden und Sterben und durch seine sieghafte Auferstehung das Werk der Erlösung vollbracht hat, in dem allein das geängstigte Menschenherz Heil, Ruhe und Frieden findet für die Zeit und Ewigkeit. Von Jerusalem kam das Licht der Welt, in dessen Glanze unser deutsches Volk groß und herrlich geworden ist! Was die germanischen Völker geworden sind, das sind sie geworden unter dem Panier des Kreuzes von Golgatha, des Wahrzeichens der selbstaufopfernden Nächstenliebe. Wie vor fast zwei Jahrtausenden, so soll auch heute von hier aus der Ruf in alle Welt erschallen, der unser aller sehnüchtesvolles Hoffen in sich birgt: Friede auf Erden!“

Schon am 10. Juni 1878 sprach der Kronprinz Friedrich Wilhelm es als seine Hoffnung aus, daß unter Verzicht auf Erörterung prinzipieller Gegensätze „da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar ist, doch versöhnliche Gesinnung beider Teile den Weg zum Frieden eröffnen werde“. Fürst Bismarck schrieb einmal an seine Braut: In keinem Felde ist wohl der Spruch: „Nichtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet!“ anwendbarer als gerade in Glaubenssachen. Fürst Bülow erklärte 1904 im Abgeordnetenhaus, nicht die Regierung brauche so sehr den Frieden, sondern das deutsche Volk. Das deutsche Volk solle mit kleinlichen, gehässigen und elenden konfessionellen Zänkereien verschont bleiben von beiden Seiten.

Unter den Bischöfen ist es vornehmlich der Kardinal und Erzbischof Fischer von Köln, der wiederholt vor dem konfessionellen Haß gewarnt hat, der wie kein zweites Gift an dem Mark des Volkes zehre. Aus der Reihe der Professoren verdient Paulsen (+) erwähnt zu werden, der sich wiederholt mit unserm Thema beschäftigt hat: „Ich denke, wir deutschen Evangelischen und Katholischen haben überhaupt einen so großen Gemeinbesitz von religiösem und sittlichem Leben, daß wir nicht Ursache haben, immer auf die Gegensätze zu blicken und an ihnen uns zu reiben. Sind nur einmal die beiden so lange getrennten Hälften des deutschen Volkes wieder zusammengewachsen, so wird die innere Durchdringung nicht ausbleiben: es wird bald kein größerer Ort in Deutschland sein, wo nicht Katholiken und Protestanten friedlich zusammenwohnen.“ Mit Paulsen stimmt Dr. Hackenschmidt überein: „Das Schwergewicht sollte nicht auf diese Seite der Differenz gelegt, vielmehr die Verständigung gepflegt werden. Werden auch die beider-

seitigen Interessen nie ganz ineinander aufgehen können, es gibt Fragen genug, in denen sie sich verständigen und Hand in Hand miteinander gehen können im Kampf für Wahrheit und Recht, für des Volkes Wohlfahrt." Auch Professor Dr. Kade, der die Christliche Welt herausgibt, muß in diesem Zusammenhange genannt werden: „Ein Zusammenleben mit unsern katholischen Volksgenossen muß möglich sein; wir müssen ihnen die Hand reichen, wo und wie wir können; wir müssen das Christliche im Katholizismus erkennen und anerkennen und damit mehr Anknüpfung und Gemeinsames. Wir müssen drüben nicht alles für Jesuitismus, Ultramontanismus, Vaterlandslosigkeit, für Macht und Lüge erklären. Der Trieb, das Eigene zu wahren, darf nicht zur Mißachtung des andern Teils führen. Es ist nicht bloßer Schein und Heuchelei, unsre Katholiken fühlen sich unverstanden, gedrückt, benachteiligt, ungerecht behandelt. Sie glauben tatsächlich, daß man ihnen Luft und Licht und den Platz an der Sonne der modernen Kultur nicht gönne.“ „Als Deutsche haben wir Protestanten ohne Unterlaß mit allen Deutschen Fühlung zu halten oder zu suchen, auch mit den katholischen Stämmen. Unmöglich kann es nicht sein. Ich glaube einfach nicht daran, daß die Bayern und Westfalen so verwelscht sein sollen, daß das Blut in ihnen gar nicht mehr deutsch flösse. Und als Christen haben wir mit den katholischen Christen immer Fühlung zu halten oder zu suchen. Ich glaube einfach nicht daran, daß sie mit ihrer ganzen Frömmigkeit so verwahrlost und so planmäßig verdorben seien, daß gemeinsam Christliches zwischen ihnen und uns nicht mehr da wäre und also nur noch eins von beiden gegenseitig übrigbliebe: Absperrung oder Mission. Dazu ist es möglich, geistige Fühlung mit unsern Katholiken zu gewinnen, ja sie ist schon da. Sie ist da in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Literatur. Nicht am wenigsten trotz allem in der Theologie. Sie vollzieht sich im verborgnen, hier und dort, schüchtern und doch wie selbstverständlich. Ich halte es für möglich und notwendig, diese Bestände zu pflegen, zu schützen und sogar Anfänge einer aufsteigenden Bewegung daraus zu machen. Man kann protestantisch sein bis auf die Knochen und andre daneben auch noch gelten lassen. Sobald jene merken, daß wir es vertragen können, daß sie katholisch sind, so bald sind die Grundpfeiler der neuen Brücke »Verständigung« gelegt.“

Wir leben in einer großen Zeit. Aber nichts pflegt von den Menschen schwerer verstanden zu werden als ihre eigne Zeit und deren Größe. Wir sehen in der Regel auf das, was noch fehlt, nicht auf das, was wir besitzen. Wir schauen auf die Schatten, statt uns des Lichtes zu freuen. Darum sind wir blind gegen die Keime neuer Gestaltungen, überängstlich gegenüber den Vorboten neuer Ereignisse. Wir könnten so reich sein, empfinden aber bloß unsre Armut. Möchte es den Friedensbestrebungen beschieden sein, daß sie auch in der Neuzeit ein Stück vorwärts kommen!

